

SPIEGEL: Ist diese Attitüde nun Coolness oder schlicht Arroganz?

Joop: Coolness ist das oberste Gebot. Kein normaler Mann versteht, warum die Models so unfreundlich aussehen, so dünn sind und so schmale Lippen machen. Aber aus genau diesem Grund ist Kate Moss eben ein Starmodel. Sie sieht seit 15 Jahren aus, als ob sie nichts, aber auch gar nichts interessiert.

SPIEGEL: Wird es denn mal so etwas geben wie Wunderkind für Männer?

Joop: Ich persönlich habe als Konsument Probleme, weil ich nichts finde. Ich mag nichts allzu Modisches, nichts Nostalgisches und schon gar nichts Unbequemes. Wenn ich mir in den vergangenen Jahren dann doch eine Hose gekauft habe, musste ich sie nachfüttern lassen, weil die Nahtzugabe mir die Haut aufscheuerte. Ein Mann möchte nicht leiden für Mode. Ich fühle mich aufgefordert, mich um Männermode zu kümmern.

SPIEGEL: Und wann können Männer mit Erlösung rechnen?

Joop: Das steht noch nicht fest. Aber ich könnte verhältnismäßig schnell eine Kollektion entwickeln. Wenn man erst mal ein bestimmtes System gefunden hat, kann man das leicht reproduzieren. An Männern schätzt man ja Beständigkeit und nicht, wie bei Frauenmode, das Visionäre. Ich werde versuchen, ein Produkt zu machen, dem man vertrauen kann.

SPIEGEL: Das klingt sehr selbstbewusst, wie Sie hier flott ein Konzept für eine Männerkollektion entwickeln. Haben Sie keine Angst vor dem Scheitern?

Joop: Ich habe sogar täglich Angst. Jungen Leuten gebe ich deshalb mit auf den Weg: Lernt, mit der Angst umzugehen.

SPIEGEL: Ist diese Angst vor dem Misserfolg notwendige Bedingung für Kreativität?

Joop: Ich glaube, alle großen Karrieren haben etwas mit Angst zu tun oder vielmehr mit Angstüberwindung. Vielleicht haben wir, die sogenannten Kreativen, zu wenig Selbstachtung.

SPIEGEL: Und das Heilmittel dafür ist der Erfolg?

Joop: Das wäre schön. Einmal erfolgreich zu sein, halte ich heute für beinahe nicht so schwierig. Aber immer wieder Erfolg zu haben, das ist die Kunst in diesem flüchtigen Gewerbe.

SPIEGEL: Ihre Tochter Jette entwirft Schmuck und Schuhe, die andere, Florentine, schreibt Kinderbücher. Gründen Sie einen künstlerischen Familienbetrieb?

Joop: Man könnte es ein Generationen-Unternehmen nennen, denn es gibt natürlich auch noch die Enkelin. Und ich glaube, die wird ohne Zweifel eine neue Coco Chanel. Sie hat mit drei Jahren schon zu mir in einer Kinderboutique in Monte Carlo gesagt, leise: „Opa Wolfgang, ist alles ganz nett, aber nicht mein Stil.“

SPIEGEL: Herr Joop, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Anti-Modernist Dávila (1992): Stil der Schärfe und Kompromisslosigkeit

DENKER

Entzauberte Welt

Der kolumbianische Aphoristiker Nicolás Gómez Dávila wird in Europa als neuer Nietzsche entdeckt. Die einen halten den reaktionären Denker für genial, die anderen für unerträglich elitär.

Kürzer geht es kaum: „Die Parteigänger einer Sache sind in der Regel die besten Argumente gegen sie.“ Oder: „Die Idee der freien Entfaltung der Persönlichkeit scheint ausgezeichnet, solange man nicht auf Individuen stößt, deren Persönlichkeit sich frei entfaltet hat.“

Die Sätze stammen von einem Mann, der sich zeitlebens um ihre Verbreitung nicht besonders bemüht hat. Es reichte ihm, die Dinge für sich selbst geklärt zu haben.

Als der Wiener Verleger Peter Weiß 1992 nach Bogotá reiste, um den kolumbianischen Autor Nicolás Gómez Dávila kennenzulernen und mit ihm über Rechte an seinem Werk zu verhandeln, gab der sich dann auch bei aller Höflichkeit eher skeptisch.

In der Bibliothek, in der Dávila fast sein ganzes Leben verbracht hatte, konnte Weiß ihn überzeugen. Er erhielt die Rechte unter der Bedingung der Voll-

ständigkeit. Ein Versprechen, dessen Erfüllung Dávila nicht mehr erlebte. Er starb 1994 im Alter von 80 Jahren.

In den Neunzigern kursierten Dávilas Aphorismen bei einigen wenigen konservativen Denkern; jetzt finden seine gesammelten Angriffe auf die entzauberte Welt immer mehr Leser. Ende 2003 erschien eine erste Einführung in sein Werk, die ihn in die Nähe Nietzsches und Schopenhauers rückt*. Der Berliner Matthes-

&-Seitz-Verlag brachte vor kurzem erstmalig die 1954 im Privatdruck publizierte „Notas“ heraus. Und der bisher nur in einer Auswahl erschienene spätere Band „Einsamkeiten“ soll in diesem Herbst zum ersten Mal ungekürzt erscheinen.

Offenbar findet jeder bei diesem Autor, was er bei ihm sucht. Die kleine Schar derer, die sich schon länger für Dávila interessieren, ist, jedenfalls auf den ers-



ten Blick, nicht gerade homogen: Es sind die Dramatiker aus Ost und West, Heiner Müller und Botho Strauß, der Berliner Schriftsteller Wolfgang Hilbig und der in Frankfurt am Main lebende bekennende Katholik Martin Mosebach. Beifall erhält Dávila aber auch von ganz anderer Seite: Die als „Monarchieliga“ organisierten deutschen Monarchisten veredeln ihren Internet-Auftritt mit Dávila-Zitaten.

Das Werk lässt sich gut zitieren, denn es besteht fast ausschließlich aus Zwei- bis Vierzeilern, vom Autor selbst „Randnotizen zu einem unbegriffenen Text“ genannt – zu einem Hauptwerk, das sich in die Randbemerkungen aufgelöst hat. Er habe sein halbes Leben lang an seinen Notizen gefeilt, erzählte Dávila, bis nur die Essenz übriggeblieben sei: „Ein Schriftsteller, der seine Sätze nicht quält, quält den Leser.“

Dávilas apodiktischer Stil unterwirft die Gegenwart nicht konstruktiver Kritik, er lehnt sie schlicht ab. Seine Aphorismen sind geprägt vom ästhetischen und religiösen Ekel vor der Verwandlung des Menschen in einen Verbraucher. Eine Metamorphose, die Dávila sowohl von den westlichen Demokratien betrieben sah wie vom Kommunismus, der ja auch nur „die Ermöglichung eines grenzenlosen Konsums“ anstrebe. Der Kommunismus sei im Zweifel aber noch schlimmer als die Demokratie, denn er lasse keine oberen Gesellschaftsschichten zur Orientierung mehr zu: „Die Polizei ist in der klassenlosen Gesellschaft die einzige soziale Struktur.“

So geht es voran in wütenden Sprüngen und mit der Überzeugung, dass in demokratischen Zeiten für die Elite „der Amtsmisbrauch und die Bestechung die letzten Schutzzräume der Freiheit“ seien.

Diese Formeln dürften Heiner Müller gefallen haben. „Der Klassenfeind greift zu den teuflischsten Mitteln“, kommentierte er in einer Widmung Dávila, und schloss „Doch: Gruß über den Graben!“

Den Ästheten Dávila gruselt es, wohin er blickt. Die modernen Metropolen zeichnet er als „Krankheit“ und „Müll“. Und die Kultur bietet für ihn keinen Ausweg, denn „Kultur wird niemals die Muße des Arbeitenden ausfüllen, da sie nur die Arbeit des Müßiggängers ist“. Sofern Kultur denn überhaupt noch existiere. Das, was Dávila unter Kultur versteht, Bildung, Kenntnis der Antike, hält er für längst gesellschaftlich verpönt. „Vulgäre

Zerstreuungen“, schimpft er, „sind heute die einzigen, für die man sich nicht zu entschuldigen braucht.“ Die Moderne habe dem Menschen vor allem „das Recht erkämpft, sich in der Öffentlichkeit auszukotzen“.

Er selbst hielt sich von solcher Zerstreuung fern. Tageszeitungen kamen ihm nicht ins Haus, und erst recht gab es keinen Fernseher, dafür lud Don Colacho, wie seine Freunde ihn nannten, nach großbürgerlicher Sitte sonntags zum Essen ein. Die anderen Wochentage verbrachte er in seiner Bibliothek, mit über 30 000 Büchern. Manchmal auch im Jockey-Club von Bogotá, an dessen galanter Lässigkeit er gern teilnahm. Bis sie ihm fast zum Verhängnis

eine Zukunft als „Mischung aus Bordell, Verlies und Zirkus“.

Die Unlust zu reisen hatte ihren Grund auch in der Kindheit. Die Eltern hatten ihn früh entwurzelt. Als er ins schulpflichtige Alter kam, verlegten sie für eine bessere Ausbildung ihren Wohnsitz nach Paris. Dort besuchte er eine Schule des Benediktinerordens, bis bei ihm eine Lungenkrankheit diagnostiziert wurde. Zwei Jahre konnte er das Bett nicht verlassen.

Als 23-Jähriger kehrte er ins Elternhaus am Rand von Bogotá zurück, für ein Leben als Privatgelehrter. Einnischen wollte er sich in nichts mehr, schon gar nicht in die Politik: Den Posten eines Präsidentenberaters, 1958 nach dem Ende

der Militärdiktatur, lehnte er ab, ebenso das Angebot, 1974 kolumbianischer Botschafter in London zu werden.

Weil Dávila als Zeitdiagnostiker gelesen werden wollte, nicht als schreibender Fabrikantensohn ohne Geldsorgen, erfand er sich seine mythische Maske, den „Reaktionär“ – wie Ernst Jüngers „Anarch“ weniger politische Bestimmung als Synonym für einen, der sich die Sache von außen ansieht – mit dem Hang, sich von schwelenden Nebenkriegsschauplätzen der Moderne kurz und schmerzlos abzuwenden: „Die Feministen sind lächerlich; die Anti-Feministen sind vulgär.“

Sein Stil der Schärfe und Kompromisslosigkeit hat oft Witz: „Was den Vermerk ‚nur für Erwachsene‘ trägt, ist nicht für Erwachsene bestimmt.“ So elegant kann man der Pornografie den Garaus machen. Und selbstironisch bekennt er: „Meine Überzeugungen sind die eines alten Weibes, das im Winkel der Kirche seine Gebete murmelt.“

Die deutschen Titel seiner Werke sollen ihm gefallen haben: „Auf verlorenem Posten“, „Einsamkeiten“, „Aufzeichnungen eines Besiegten“^{**}. Dazu passt, dass er seinem Reaktionär rät, als „Passagier mit Würde Schiffbruch zu erleiden“.

Es gibt auch Vorschläge, die man lieber nicht verwirklicht sehen möchte: „In einer ehrwürdigen Universität müsste die bloße Erwähnung eines zeitgenössischen Problems verboten sein.“

Die Veröffentlichung solcher Sätze fürchtete wohl besonders Botho Strauß. Jedenfalls sprach er in einem Brief an den Schriftsteller Martin Mosebach von seinem fehlenden Bedürfnis nach einer Verbreitung des Werks. Eine Einschätzung, die er dann revidierte: „Ich möchte doch, dass diese eine und einzige Stimme, einzige überzeugende der scharfsinnigen Gläubigkeit und Gegenmoderne, in unseren Tagen gehört wird.“ Die Chance besteht.

DOJA HACKER



Vorbilder Jünger (1994), Nietzsche (1882): *Mythische Masken*



Dramatiker Müller (1994): *„Gruß über den Graben“*

wurde: Bei dem Versuch, sich im Sattel eine Zigarre anzuzünden, scheute sein Pferd und ging durch. Er wurde abgeworfen und erlitt komplizierte Knochenbrüche, die ihm später das Gehen schwer machten.

Ohnehin akzeptierte er allein seine Bibliothek als Heimat: „Es ist mir niemals wieder wichtig geworden, wo ich lebe, seit ich gesehen habe, wie die weiten, einsamen Felder meiner Kindheit sich mit industriellem und menschlichem Unrat bedeckten.“ Das ländliche Leben war für ihn ein Wert an sich; und dessen Verschwinden betrauerte er ohne Ansehen der sozialen Situation.

Von Europa glaubte er nach einer mehrmonatigen Reise mit seiner Frau im Jahr 1949 genug gesehen zu haben: offen für

* Till Kinzel: „Nicolás Gómez Dávila. Parteigänger verlorener Sachen“. Edition Antaios, Schnellroda; 156 Seiten; 12 Euro.

** Alle erschienen im Karolinger Verlag, Wien.